

## Die Gefahr des »Schubladen-Denkens«

### Gedanken zur Geschichte von Jesu Besuch in seiner Vaterstadt

Im Markusevangelium wird an einer Stelle (6, 1-6) berichtet, wie Jesus in seine Vaterstadt kam und wie seine Verwandten und Freunde dort verwundert fragten, woher er denn diese Anmaßung hernehme, im Land umher zu reisen, zu predigen und zu heilen. Es heißt dort: »Und sie ärgerten sich an ihm«, in anderen Worten: sie störten sich an seinem Auftreten und glaubten nicht daran, dass er das wirklich könne, was da von ihm berichtet wurde. Diese Ablehnung durch seine Heimatstadt führte dann dazu, dass er in Nazareth »keine einzige Tat« tun konnte und resigniert feststellte: »Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterland und bei seinen Verwandten und in seinem Haus.«

Sicherlich kommt uns diese Situation bekannt vor. Vielleicht haben auch wir schon einmal selber so gedacht: wie kommt ausgerechnet dieser oder jener dazu, sich zu Dingen zu äußern, von denen er doch überhaupt nichts versteht? Es ist doch oft so, dass – ungeachtet dessen, wie wenig oder wie viel wir von einem Menschen wissen – wir ihn in eine vorgefertigte Schublade stecken, uns also eine ganz bestimmte Meinung von ihm gebildet haben. Meistens geschieht das nur gefühlsmäßig und wir sind uns dessen gar nicht richtig bewusst.

Jeder hat seine Stärken und seine Schwächen, und meistens weiß man auch, wo diese liegen, wenn man zum Beispiel sagt, man könne nicht singen,

nicht malen, sich keine Namen merken. Ist uns eigentlich klar, dass wir uns damit selber blockieren? Wenn wir uns einreden, dass wir irgendetwas nicht könnten, werden wir nie versuchen, es wirklich auszuprobieren.

Genau so ist es mit unseren Beziehungen zu anderen Menschen. Hat sich einmal die Meinung in mir festgesetzt: mit der oder dem komme ich einfach nicht aus, dann wird sich jeder Kontakt sehr problematisch gestalten. Und darin liegt die Schwierigkeit: wir engen nicht nur uns selber ein und verhindern damit geradezu, dass sich Fähigkeiten überhaupt entwickeln können – viel schwerwiegender ist es, wenn unser Verhalten die Ursache dafür ist, dass andere Menschen sich eingeengt fühlen.

Das kommt oft schon in der Schule vor. Es gibt Lehrer, die manche Schüler so fest in Kategorien einordnen, dass diese nicht davon los kommen, solange sie mit ihnen zu tun haben. Das Schlimme dabei ist, dass diese Lehrer-Einschätzungen bei den Schülern oft zu Blockaden führen, die nur schwer wieder aufgelöst werden können. Ich war selber lange Zeit davon überzeugt, dass Mathematik nicht meine Stärke sei, was sich natürlich in den Zensuren niederschlug. Irgendwann war meine letzte Hoffnung die Nachhilfe, die ich dann von einem Mitschüler bekam. Als er zu mir sagte: du verstehst das doch, warum schreibst du dann so schlechte Arbeiten? hob sich

mein Selbstvertrauen und als dann auch noch ein neuer Mathe-Lehrer an unsere Schule kam, war dieses Fach plötzlich kein Thema mehr für mich.

Es geht um diese Blockaden, die sich aufbauen und eine mehr oder weniger starke negative Wirkung auslösen. Sie beeinflussen das Lernen, das Engagement und ersticken jedwedes Interesse an einer Sache schon im Keim. Am schlimmsten wirken sie sich aber in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen aus. Jeder weiß, wie man sich fühlt, wenn einem gesagt wird: dazu bist du nicht geeignet, das kannst du nicht, du machst das nicht genau genug, du machst es zu unsauber, du bist zu ungeschickt, du weißt nicht genug, wir wollen dich nicht dabei haben – und was es noch so alles an Zurückweisungen gibt. Selbst wenn eine solche Kritik zutreffen sollte, wäre zu überlegen, ob es nicht besser wäre, anstatt jemanden durch Zurücksetzung zu verletzen, von ihm eine unter Umständen unvollkommene Mitarbeit anzunehmen – denn er möchte ja mitmachen, mithelfen, sich einbringen. Wir können gar nicht absehen, was das für einen Menschen bedeuten kann: er fühlt sich einbezogen, dazugehörig, gebraucht, akzeptiert – als Person ernst genommen.

Eine Folge des »Schubladen-Denkens« ist dies: ist man erst einmal in einer be-

stimmten Rolle gefangen, beziehungsweise hat man einen anderen Menschen erst einmal »einsortiert«, ist es ungeheuer schwer, sich von dieser Festlegung wieder zu lösen. Dann kann man tun, was man will – immer gerät man auf dasselbe Gleis. Das gilt im positiven wie im negativen Sinn: einem guten Freund oder einem geliebten Menschen verzeiht und entschuldigt man vieles – bei jemandem, den man negativ eingestuft hat, wiegt exakt dasselbe Fehlverhalten ungemein schwer. Wir sind dann nicht mehr in der Lage, objektiv zu urteilen, sondern sehen alles, was derjenige tut, unter den entsprechenden Vorzeichen. Das kann dann Jahr um Jahr so bleiben, da werden Veränderungen, die bei ihm stattgefunden haben mögen, gar nicht wahrgenommen.

Diese Eigenart des menschlichen Miteinanders führte auch zur Ablehnung Jesu in seiner Vaterstadt – und das ist das eigentliche Thema unseres Evangelientextes. Vergleichbares läuft überall auf der Welt jeden Tag unzählige Male ab. So ist es gut, wenn wir uns die Zusammenhänge bewusst machen und vielleicht auch unsererseits in unserer Umgebung versuchen, unseren Mitmenschen vorurteilsfrei zu begegnen.

*Karin Klingbeil in einer Ansprache am 11. Juli 2004 in der Tempelgemeinde Stuttgart.*

#### AUSSAGEN ZUM GLAUBEN DES TEMPELS

**Die Fundamentallehre des Christentums  
ist die Lehre Jesu vom Reich Gottes**

## Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid?

Fragen zu unserem Selbstverständnis • BRIGITTE HOFFMANN

»Einen andern Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.« Mit diesem Satz des Apostels Paulus in seinem 1. Korintherbrief (3, 11) habe ich meine Schwierigkeiten – obwohl es eigentlich einleuchtend und logisch ist, dass für eine christliche Gemeinde *Jesus Christus* die Grundlage sein soll. Aber ich weiß und lese mit, dass Paulus etwas anderes meint. An vielen Stellen – u.a. nur zwei Kapitel vorher im gleichen Brief – sagt er es mit aller wünschenswerten Deutlichkeit: »Daher beschloss er (Gott), durch die Botschaft vom Kreuzestod ... alle zu retten, die diese Botschaft annehmen.«

Ich fühle mich – und das gilt wohl für uns alle – nicht durch Jesu Kreuzestod errettet, sondern gehalten und getragen von der Liebe Gottes, die Jesus uns verkündet hat. Und ich glaube, dass diese Liebe *allen* Menschen gilt und nicht nur denen, die an Jesus oder gar an die Errettung durch den Kreuzestod glauben. Jesus ist für uns derjenige, an dessen Lehre und Vorbild wir unser Leben ausrichten wollen, so gut wir können. Damit ist Jesus auch für uns der Mittelpunkt unseres Glaubens – aber in einem wesentlich anderen Sinn als bei Paulus.

Mich stört auch die apodiktische Gewissheit: Dieses Fundament hat Gott gelegt, ein anderes kann niemand legen. Das war für Paulus, seit dem Damaskuserlebnis, *die* unerschütterliche Gewissheit, aus der er lebte und mit nie erlah-

mendem Einsatz wirkte und lehrte. So muss jemand glauben, der einen neuen Glauben verankern und eine neue Glaubensgemeinschaft schaffen will.

Wir können so nicht mehr glauben. Wir sehen, dass *andere* Menschen auch auf einem *anderen* Fundament ein gutes Leben aufbauen können und dass es Anmaßung ist zu sagen, welches Fundament Gott gelegt hat und welches nicht.

Auch die Tempelgründer glaubten, das Fundament, den Heilsplan Gottes, zu kennen und haben sich mit ihrer ganzen Existenz dafür eingesetzt. Wir bewundern sie dafür – aber auch *ihre* Glaubenssicherheit können wir nicht teilen.

Der Ausdruck »Fundament« gehört zum Bild, mit dem Paulus die Gemeinde beschreibt, dem vom Bau. Die Gemeinde ist für ihn das Feld, der Bau – also etwas Passives, das von den Aposteln bebaut bzw. aufgebaut wird. Und von sich selbst sagt er: »Nach dem Auftrag, den Gott mir in seiner Gnade gegeben hat, habe ich wie ein umsichtiger Baumeister das Fundament gelegt. Andere bauen darauf weiter. Aber jeder soll sehen, wie er weiterbaut. Es wird auch nicht verborgen bleiben, was einer darauf baut. Der Tag des Gerichts wird es ans Licht bringen.« (1 Kor 3, 10. 13)

Hier ist *er* der Baumeister, der im direkten göttlichen Auftrag den Bau begonnen hat, andere – z.B. der Evangeliumsverkünder Apollos – sind Helfer, wohl ohne direkten göttlichen Auftrag.

Er klagt niemanden direkt an, aber er warnt. Er macht nicht *sich selbst* zum Richter, aber er verweist auf das *göttliche* Gericht.

Und damit sind wir an einem weiteren grundlegenden Unterschied zwischen der damaligen Situation und der unsrigen. *Wir* glauben nicht mehr an ein göttliches Weltgericht. Und das dürfte nicht nur für uns Templer gelten, sondern für die meisten modernen Christen, auch für die, die es gar nicht bewusst ablehnen. Es ist für uns keine Realität, die unser Leben bestimmt. Es passt nicht zu dem Gottesbild, das uns Jesus gezeigt hat: dem Gott, der auch die Verlorenen annimmt. Es passt auch nicht zu der Vorstellung Jesu von einem langsam wachsenden Gottesreich. Es passt nicht zu unserem Bild von der Welt, in der Gut und Böse oft untrennbar verschlungen sind, in der ein und dieselbe Tat in einer Hinsicht böse und in einer andern gut sein kann. Es passt auch nicht zu unserem Wissen, dass das Verhalten eines Menschen zwar nie ganz, aber zu einem guten Teil, bestimmt ist von seiner Veranlagung und seinen Erfahrungen. Das Bild vom Weltgericht ist nicht unser Bild.

Der triumphale Schluss des Abschnitts von der christlichen Gemeinde, um dessen willen dieser Text die Losung für den Tempelgründungstag darstellt, ist der Satz: *»Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Wenn jemand den Tempel Gottes verdirbt, den wird Gott verderben, denn der Tempel Gottes ist heilig; der seid ihr.« (1 Kor 3,16-17)*

Davon waren unsere Urgroßväter zu tiefst überzeugt. Sie empfanden es als Aufruf an sich selbst, und um das zu leben, gaben sie alles auf und zogen nach Palästina. Glauben wir das noch?

Ich kann nur für mich selbst antworten. Wenn ich ehrlich bin, muss ich sagen: nein. Ich sehe unsere Gemeinde nicht als *heilig*. Und zwar nicht deshalb, weil wir unvollkommen sind. Das war die Gemeinde in Korinth ganz offensichtlich auch. Sondern deshalb, weil das Wort »heilig« einen Ausschließlichkeitsanspruch ausdrückt. »Ihr seid heilig« – das heißt: ihr seid eine heilige Insel in einer unheiligen Welt. Ihr seid von Gott ausgewählt, und deshalb wohnt der Geist Gottes in euch – in euch als Gemeinde.

Was heißt das: Gottes Geist wohnt in euch, in einer Gemeinde? Im zwölften Kapitel des Briefs gibt Paulus eine Erklärung, indem er aufzählt, was der Geist bewirkt: die Gabe, Weisheit und die Erkenntnis Gottes zu vermitteln, Glaubenskraft und die Kraft zu heilen, die Kraft, Wunder zu tun und Weisungen von Gott zu empfangen, die Fähigkeit, in Zungen zu reden und die, solche Reden zu deuten – d.h. es handelt sich fast ausschließlich um die sogenannten Geistesgaben, die damals als Zeichen besonderer Gottnähe galten.

Es gibt sie auch heute noch, aber eher in Sekten, nicht in den Großkirchen und erst recht nicht bei uns. Das ist kein Zufall. Der Streit um den Stellenwert dieser Geistesgaben war ein Grund für das Zerwürfnis zwischen Hoffmann und Hardegg. Hoffmann mit seiner rationa-

leren Haltung hat sich durchgesetzt, und wir sind ihm darin bis heute gefolgt, ich denke, nicht nur aus Tradition, sondern aus Überzeugung.

Ich möchte diese Überzeugung an einem Beispiel deutlich machen. Direkte göttliche Eingebungen können etwas Wunderbares sein, können Hilfe und Kraft geben – wenn der Empfänger noch einen anderen Maßstab hat: denjenigen Jesu, den der Liebe. Wenn nicht, können sie eine Gefahr sein. Denn sie sind immer eingefärbt durch das Denken dessen, der sie empfängt. Die historische Erfahrung zeigt, wie seltsame und mitunter schlimme Lehren schon als göttliche Eingebung verkündet wurden.

Auch für Paulus waren die Geistesgaben nicht der einzige und nicht der wichtigste Maßstab, das hat er an anderer Stelle deutlich gesagt: *»Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Nachsicht und Selbstbeherrschung«* (Gal 5,22): Und kurz darauf: *»Wenn ein Bruder sich verfehlt, so zeigt, dass der Geist Gottes euch leitet. Bringt ihn mit Nachsicht wieder auf den rechten Weg und sorgt, dass ihr nicht selbst zu Fall kommt. Einer trage des Anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.«*

Diesen Maßstab bejahen wir wohl alle von ganzem Herzen. Und auch, wenn wir ihm nie gerecht werden können, darum bemühen können wir uns. Und ich denke, das tun wir auch, vielleicht nicht immer, aber immer wieder. Ich habe schon ein paarmal darauf hingewiesen: ich bin immer wieder davon beeindruckt,

wieviel Hilfe im Stillen von Gemeindegliedern geleistet wird, selbstverständlich und ohne Aufhebens. Und so dürfen wir vielleicht sagen, dass ein wenig vom Geist Gottes in unserer Gemeinde lebt.

Aber: geschieht das nur bei uns? Geschieht das nicht genauso oder ähnlich in einer evangelischen Kirchengemeinde, in einem katholischen Kloster, in einer hinduistischen Selbsthilfegruppe, wo man sich bemüht, denen zu helfen, die sonst keine Hilfe haben?

Der Geist weht, wo er will. Wir können ihm nicht vorschreiben, wo er wehen soll, und wir können erst recht nicht für uns in Anspruch nehmen, dass er nur bei uns weht. Wir sollten uns freuen, dass er an vielen Stellen weht. Ich denke, er weht überall, wo Menschen sich bemühen, die Welt an einer Stelle ein bisschen heller, ein bisschen liebevoller, ein bisschen Reich-Gottes-ähnlicher zu machen.

Was bleibt dann von dem triumphalen Ausspruch des Paulus: *»Ihr seid der Tempel Gottes«* und vom Glauben Christoph Hoffmanns, dass seine Gemeinde dieser Tempel sei? Viel und wenig zugleich. Nicht der stolze und etwas überhebliche Glaube an die Einzigartigkeit unserer Gemeinde und unseres Bemühens. Wohl aber der Glaube an den göttlichen Auftrag, an unserem Tempel weiterzubauen, damit Gottes Geist bei uns wohnen möge und uns helfen möge, mehr Freude und Liebe, Nachsicht und Selbstbeherrschung zu leben, in der Gemeinde und darüber hinaus.

Vielleicht haben jetzt manche das Gefühl, dass ich einen großen Gedanken

auf einen kleinen Nenner heruntergeschraubt habe. Aber genau das hat Paulus getan, genau das hat – noch ausgeprägter – Jesus getan. Er hat das Reich Gottes verkündet und das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt. Und er hat gesagt: »Wenn jemand seinen Nachbarn nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?« Und genau deshalb ist seine Lehre so lebendig geblieben. Es ist – nicht nur, aber vor allem – unser Alltag, in dem unser Glaube Gestalt annimmt und lebendig wird. Wenn uns das – wenigstens teilweise – gelingt, dann sind wir Bausteine an unserem Tempel, einem Tempel, der nie zu Ende gebaut sein wird, der wächst und sich verändert, weil alle seine Bausteine lebendig sind.

Hier stimmt das Bild nicht mehr, ein Tempel ist etwas Festes, Abgegrenztes. Ich möchte es ergänzen durch dasjenige Jesu vom Sauerteig, der allmählich den ganzen Teig durchdringt. Das klingt anmaßend angesichts dessen, wie klein wir sind. Aber wenn wir zu den Mitgliedern die gar nicht Wenigen rechnen, die uns immer wieder einmal sagen, dass sie mit unseren Gedanken einverstanden sind und in unseren Schriften Antworten finden auf Fragen, die sie beschäftigen, dann ist auch das nicht viel, aber es zeigt, dass wir ein wenig in die Welt um uns herum hineinwirken können, ein wenig dazu beitragen, dass ein Stückchen Reich Gottes wächst.

*Aus einer Saalansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart am 20. Juni 2004*

## KLEINE GESCHICHTEN AUS DER GESCHICHTE

### Sophie Rinker – erste württembergische Lehrerin

Immer wieder kommt es in der Familien- und Ahnenforschung vor, dass sich bloße Namen aus der Vergangenheit plötzlich dadurch mit Leben erfüllen, dass wir mehr über das Schicksal der entsprechenden Person erfahren. So erging es mir mit Sophie Dyck, der Ehefrau des Tempel-Lehrers Gerhard Dyck (1844-1932). Ihr Mädchennamen war Rinker, und unser Templer-Archiv erhielt kürzlich ganz unerwartet eine Veröffentlichung über »Sophie Rinker – Die erste Volksschullehrerin in Plattenhardt«.

Das kleine Dorf Plattenhardt am Westrand der Filderebene hatte damals etwa 1500 Einwohner und verfügte über zwei

Schulgebäude. Das ältere hatte zwei Schulzimmer, war jedoch klein und baufällig. Das andere hatte nur *einen* Unterrichtsraum, beherbergte aber zusätzlich die Wohnung des Schulmeisters sowie zwei beheizbare Stübchen für die beiden ihm unterstellten Lehrer. In eines dieser Stübchen zog die junge Lehrerin Sophie Rinker im November 1861 im Alter von 26 Jahren ein.

Sie stammte aus einer Schulmeisterfamilie in Rietheim bei Münsingen und hatte das Privatlehrerinnenseminar in Ludwigsburg absolviert. Offensichtlich fand sie durch ihren Bruder, der schon als Unterlehrer in Plattenhardt angestellt

war, den Weg in das Filderdorf. Nun muss man wissen, dass weibliche Lehrkräfte erst durch ein kurz zuvor erlassenes Gesetz überhaupt zum Schulunterricht zugelassen worden waren. Sophie Rinker war unter den Allerersten, die diese neue Möglichkeit der beruflichen Absicherung durch einen anerkannten Beruf wahrnahmen. Doch eine Anstellung als Lehrerin war noch mit vielen Vorurteilen belastet. »Die Frau soll in der *Familie* lehren« hieß es allgemein, und eine »Verweiblichung der Schule« wurde mit deren »Verweichlichung« gleichgesetzt.

Doch die junge Lehrerin hatte in Pfarrer Karl Kranz einen aufgeschlossenen Fürsprecher, der ihr den Weg ebnete. Als dritte Lehrkraft unterrichtete sie bis zum Jahr 1865 etwa 50 Kinder zwischen 7 und 10 Jahren. Nach einer Visitation durch den Pfarrer, der auch Schulvorstand war, heißt es in einem Bericht: »Mit dem Zustand der Schule ist man zufrieden und erkennt den Fleiß und die gute Schulzucht der Lehrerin an.« Dieses positive Urteil wiederholte sich auch in den darauf folgenden Jahren.

In einem alten »Warte«-Band ist nun die Notiz zu finden, dass Sophie Rinker am 8. September 1872 von Stuttgart nach Jaffa abgereist sei. Sie trat dort in die Mädchenschule der Templer ein. Was sie zu diesem Schulwechsel bewogen hat, konnte ich bis jetzt nicht feststellen. Von Plattenhardt war sie schon 1869 weggegangen. In Jaffa hat sie dann ihren zukünftigen Ehemann kennen gelernt, der aus den mennonitischen Tempelkolonien in Südrussland stammte und als Lehrer nach Palästina gekommen war. Mit ihrer Heirat schied sie dann 1875 aus dem Schuldienst der Templer aus, während Gerhard Dyck noch bis 1923 – zunächst in Haifa, dann in Jerusalem, im Interniertenlager Helouan sowie in Betlehem u. Wilhelma – tätig war.

Sophie Dyck ist schon am 30. März 1915 nach einer neun Monate währenden Krankheit in Wilhelma verstorben. Von ihren Nachkommen sind viele der Tempelgesellschaft treu geblieben und leben sowohl in Australien als auch in Deutschland, wie z.B. unser TGD-Mitglied Margrit Bitzer-Egger. *Peter Lange*

## WASSER – DAS URELEMENT DES LEBENS

### Der Geschmack des Wassers

*Das »Jahr des Wassers« ist zwar zu Ende, aber damit ist sicher noch nicht alles über das Wasser gesagt, was es da zu sagen gibt. Wir führen deshalb unsere Beitragsfolge über das Wasser (Febr., Mai, Juli/Aug., Sept., Nov. 2003, Jan. 2004) mit einer Schilderung unseres früheren Gemeindeglieds Gerda Sdun-Fallscheer fort, die von den Lebensverhältnissen der Menschen in Palästina anfangs des 20. Jahrhunderts erzählt, die sie selbst als junger Mensch erfahren hatte.*

Es gab zu meiner Zeit noch keine Wasserleitungen. In Haifa holte man sich das

Wasser, das etwas salzig schmeckte, aus den Ziehbrunnen. In der deutschen Ko-

lonie hatten diese eine Winde und einen Eimer mit langer Kette. Man teilte sich einen Brunnen mit anderen Familien.

In Nablus, wo wir im Haus eines Paschas wohnten, war dieses Haus das einzige, das eine Wasserleitung hatte, gefasst in »Ras-el-Ain«, Hauptquelle der vielen Nabluser Quellen. Nablus besitzt 22 Quellen, die in offenen Rinnen zu Tale flossen und das Tal bewässerten. Das dort angebaute Nabluser Gemüse war wegen seines Wohlgeschmacks im ganzen Land berühmt.

Quellwasser wird von den Arabern außerordentlich geschätzt. Sie können das Wasser der verschiedenen Quellen an seinem Geschmack unterscheiden. Einen Schluck Wasser anzubieten ist Menschenpflicht, wird dankend angenommen und mit Gottes-Segens-Wünschen quittiert. Es gab Häuser, auch auf der deutschen Kolonie Jerusalem, die in der Hauswand an der Straße eine Nische hatten, in die täglich ein Krug frischen Wassers gestellt wurde, und zwar in einem großen kühlhaltenden Tonkrug. Mancher Fellache oder arabische Bauarbeiter kam zu Fuß aus seinem Dorf aus der Umgebung Jerusalems auf dem Weg zur Arbeit und bediente sich gerne aus dem Krug. Es war ein Krug mit Mundstück. Der Trinker brauchte keinen Becher, sondern ließ sich den labenden Trank in den geöffneten Mund fließen.

In Jerusalem hatte man Zisternen. Man lebte vom Regenwasser. Die meisten Häuser der deutschen Kolonie hatten eine Hauszisterne und eine Gartenzisterne. In die Gartenzisterne floss al-

les Wasser von der Straße und den Gartenwegen; das Wasser wurde nur zum Gießen und zum Putzen verwendet. Die Hauszisterne war abgeschlossen, und das Wasser konnte nur mit einer Pumpe heraufgeholt werden. In sie floss das Regenwasser über die Dachrinnen hinein, nachdem der erste Regenguss des Jahres das Dach abgewaschen hatte. In die Zisterne setzte man ein bis zwei Aale, die das Wasser sauber hielten, indem sie die kleinen roten Würmchen vertilgten.

Der Mörtel unserer Zisterne in Jerusalem war mit Eiweiß angemacht worden und verhinderte so das Eindringen von Wurzeln und die dadurch entstehenden Risse im Gemäuer. Eier waren damals spottbillig gewesen.

Als wir noch in der Stadt wohnten, musste man in regenarmen Jahren, wenn die eigene Zisterne versiegte, das Wasser kaufen. Wasserträger brachten es in Ziegenschläuchen, auf dem Rücken tragend. Sie holten das Wasser aus den unerschöpflichen Zisternen, die sich unter dem Tempelplatz befinden.

Das Bad am Samstagabend war in den meisten kinderreichen Familien üblich. Meist wurden die Kinder im »Zuber« oder im »Lagan« sitzend abgeseift. Es gab auch elegantere Sitzbadewannen.

In der Kolonie Betlehem (Galiläa) hatte man Wasser genug. Jedes Haus hatte schon eine Wasserleitung. Das Wasser wurde mit einer Pumpe aus dem Tal in einen Wasserturm herauf befördert.

*Aus dem Beitrag von Gerda Sdun-Fallscheer in »Damals in Palästina – Templer erzählen vom Leben in ihren Gemeinden«, 1990*